

Neue Zürcher Zeitung

Im Paradies braucht es kein Kopfkissen

Marius Daniel Popescu hat einen grossartigen Roman geschrieben über die Geburt und den Tod und über alles und nichts, das sich dazwischen abspielt.

Roman Bucheli

05.12.2017, 05.30 Uhr



In seinem neuen Roman führt Marius Daniel Popescu ein Selbstgespräch mit Mutter und Tochter und vielen anderen ebenso. (Bild: Bundesamt für Kultur)

Nichts bereitet den Menschen auf den Tod vor und nichts auf das Leben. Er tritt in sein Dasein, wie er es verlässt: ahnungslos und hilflos. Das Gebären und das Sterben sind die grossen Geheimnisse der Existenz, und zugleich sind sie das Selbstverständlichste, weil Unvermeidliche unserer Erfahrung. Es verbindet uns wie wenig anderes mit allen Kreaturen.

Und wie das Tier, so verhält sich der Mensch gegenüber ersten und letzten Dingen ganz instinktiv. Der Tod einer nahestehenden Person oder die Geburt eines Kindes sind Elementarereignisse. Man weiss, es geschieht; was zu tun ist, sagen einem die Hebammen oder die Bestatter. Hilfreich ist das alles nur im Hinblick auf praktische Handreichungen. Alles anderes ergibt sich, niemand weiss, woher und wie: traumwandlerisch.

«Du stehst vor dem Leichenhaus des städtischen Krankenhauses, bei dir sind deine Cousine und dein Onkel, ihr steht da und sprechst von der Toten, die ihr hier abholt.» So lapidar beginnt Marius Daniel Popescus Roman «Die Farben der Schwalbe». Die Mutter des Erzählers ist gestorben. Nun ist er angereist aus der Schweiz, um sie in der rumänischen Kleinstadt seiner Kindheit beizusetzen.

Ein letzter Liebesdienst

Als sei der ganze Roman ein langes Selbstgespräch, ein stummes Requiem auf die tote Mutter und gleichermassen ein Hymnus auf das Leben, redet der Erzähler stets zu sich selbst. Er sagt sich, was er tut, was er sieht, woran er gerade denkt, was er anderen mitteilt. Alles in einem gelassenen Ton, dem alles unterschiedslos bedeutend ist: der Tod oder der kleine absurde Wortwechsel mit der Frau beim Bestattungsunternehmen, die wegen einer Formalie keine Rechnung ausstellen kann.

Alles schildert der Erzähler mit seiner unerschütterlichen Aufmerksamkeit, mit seiner geradezu liebenden Hingabe an die Genauigkeit. Minuziös zeigt er, wie man ihm die tote Mutter übergibt, im Wortsinn: Er will sie in die Arme nehmen, sie, die lange tot in ihrer Wohnung lag und nun von schwarz gewordenem Blut trieft, das ins Gewebe eingedrungen ist. Es ist ein übler und trauriger Anblick. Aber der Sohn schrekt nicht zurück.

Es ist sein letzter Liebesdienst an der Mutter: sie würdig zu bestatten. Indem er alles erzählt, indem er jede Einzelheit festhält, emotionslos, möchte man meinen. In seinem unaufgeregten Selbstgespräch, an dem er die Leser teilhaben lässt, wird die Erschütterung nicht ausgestellt, sie schwingt nur leise mit, und die liebevolle Nüchternheit des Sohnes lässt alles Beelendende der Situation in den Hintergrund treten.

Erbettet die Mutter also in den mitgebrachten Sarg, die Totenkleider aber kann er ihr nicht mehr anlegen, er deckt die tote Mutter einfach damit zu. Nur ein Kopfkissen hat er mitzubringen vergessen. Es quält ihn auf der ganzen Fahrt mit dem Pritschenwagen des Onkels zurück in ihre Kleinstadt. Dann beschwichtigt ihn dieser mit den Worten: «Sie braucht kein Kopfkissen im Paradies!» Bild um Bild erzählt Popescu von der letzten Reise mit seiner Mutter, bis sie auf dem Friedhof ihrer Kirche ankommen. Rhapsodisch streut er diese Szenen über die ganze Länge seines Romans.

Von Rumänien in die Romandie

Martin Zingg 02.04.2013



Der Tod also steht am Anfang und im Mittelpunkt dieses starken Romans, den die Übersetzerin Yla M. von Dach ihrerseits mit nüchterner und gleichwohl musikalischer Genauigkeit ins Deutsche gebracht hat. Doch dem Bild von der toten Mutter wird sogleich jenes von der Geburt der Tochter zur Seite gestellt. War die Mutter einsam gestorben, so kommt die Tochter dramatisch zur Welt; ruhig bleibt der Erzähler beim Anblick der toten Mutter, bei der Geburt der Tochter schreit er.

Schon wollte der Arzt zum Kaiserschnitt schreiten, da die Geburt nicht voranging und die Frau der Erschöpfung nahe war. Der werdende Vater wird hinausgeschickt, da aber besinnt er sich eines Besseren, kommt zurück, packt das eine Bein seiner Frau, legt sich ihren Fuß gegen seine Brust und brüllt: «Presse, Mädchen, mach schon, das schaffen wir!» Und nun nimmt eine Krankenschwester das andere Bein der Frau, tut es dem Mann gleich, legt sich den Fuß der Frau gegen ihren Brustkorb, und jetzt pressen sie zu dritt schreiend und lockend und jubelnd das Kind aus dem Mutterleib heraus.

Der Tod und das Leben: Wann waren sie zuletzt so elementar wie hier geschildert worden, so handfest und so sehr auch in einem fraglosen Miteinander? Allein ging die Mutter des Erzählers in den Tod, schreiend kommt seine Tochter, ihre Enkelin, zur Welt. Und nun erzählt Popescu die Geschichten beider, er schildert Episoden aus dem Leben seiner Mutter in Rumänien, er berichtet von seiner Tochter, mit der er in Lausanne lebt, und dahinein verwebt er seine eigene Geschichte: vom Leben im «Land dort» und im «Land hier».

«Du hängst an nichtssagenden Gegenständen, sie sagen dir etwas, du sagst dir, dass du nicht bist wie die anderen, du sagst dir, dass du im Banalen badest.» So spricht der Erzähler zu sich selber und gibt zugleich die treffende Beschreibung dieses Romans. Der Autor badet im Banalen bis hinein in die sprachspielerischen Stabreime.

Man könnte auch sagen: Er verzaubert das Banale und entzaubert das Grosse. Der Tod und die Geburt stehen hier, was die Erzähltemperatur betrifft oder die hingebungsvolle Achtsamkeit, auf gleicher Höhe wie die Begegnung mit einem Clochard in Paris, ein Kinderspiel mit der Tochter oder die Beteiligung am Aufstand gegen das rumänische Regime.

Die grosse Umarmung

Gewiss gibt es gelegentlich auch Längen in der Erzählung, Abschweifungen oder Skurrilitäten, die kaum einzuordnen sind, weil hier vieles ganz unverbunden zwischen die erfahrungsgesättigten und darum bildstarken Lebensgeschichten eingeschoben wird. Auch dies gehört zum poetischen Prinzip dieser furiosen Umarmung.

Mit Selbstironie kokettierend, lässt der Erzähler die heranwachsende Tochter ein zauberhaftes Porträt seiner selbst aufzeichnen: «Mein Papa isst gerne Zwiebeln und frischen Knoblauch, mein Papa hat drei Berufe, er ist Plakatkleber und Schriftsteller und Journalist, er schreibt Geschichten über irgendwas.»

Vielleicht hat die Tochter verstanden, dass es in der Literatur nicht darauf ankommt, worüber einer schreibt. Es zählen allein die Intensität, der Eros, die Genauigkeit des Schreibens. Dann schlägt die Wünschelrute des Dichters bei allem an, beim Kleinen gleichermassen wie beim Grossen. Marius Daniel Popescu gelingt in diesem Roman genau dies: Alles spricht, weil nichts gesagt werden muss.

Marius Daniel Popescu: Die Farben der Schwalbe. Roman. Aus dem Französischen von Yla M. von Dach. Verlag Die Brotsuppe, Biel 2017. 268 S., Fr. 29.90.

Abschied von der Jugend

Eugène Meiltz floh aus der Ceausescu-Diktatur nach Lausanne, wo er mit Eltern und Bruder Asyl fand. Die Erfahrungen seiner Kindheit versammelt er unter dem Autorennamen Eugène jetzt in einem Buch.

Samuel Moser 25.03.2014



Die Augen schreiben mit

Menschen in Existenznot bevölkern die Werke der Schriftstellerin Pascale Kramer. Mit poetischer Genauigkeit zeichnet sie prekäre Daseinsverhältnisse. Nun erhält sie für ihr Werk den Schweizer Grand Prix Literatur.

Martin Zingg 16.02.2017



Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.